

Studie belegt, dass F&E-Gelder Arbeit schaffen

Wird mehr investiert, wächst die Mitarbeiterzahl stärker.

Investitionen in Forschung und Entwicklung (F&E) zahlen sich für Unternehmen aus. Und zwar nicht nur in Form höherer Umsätze. Die Firmen wachsen: Sie stellen neue Mitarbeiter ein und investieren eher in Infrastruktur, etwa in Maschinen oder Software. Das ist der Tenor einer Studie, die die Österreichische Forschungsförderungsgesellschaft FFG beim Wirtschaftsforschungsinstitut Wifo in Auftrag gegeben hat. Das Resultat zeige sich bei kleineren und größeren Unternehmen in Krisenphasen genauso wie in Zeiten des wirtschaftlichen Aufschwungs, so Studienautor Martin Falk: „Je höher die Forschungsausgaben, desto höher das Beschäftigungswachstum.“

Bei der FFG sieht man sich damit in der Strategie bestätigt: Die Ergebnisse zeigten, dass die eingesetzten Förderinstrumente richtig wirken. 27 Prozent der von der FFG geförderten Unternehmen sind derzeit schnell wachsende Unternehmen. Man sei auf der Suche nach Wachstumstreibern „wie Forschungsstrüffelschweine“, sagte Geschäftsführerin Henrietta Egerth bei der jährlichen Bilanzpressekonferenz.

Konstant zur Seite bewegt

Budgetär sei man zuletzt in einer „konstanten Seitwärtsbewegung“, hieß es. 2016 wurden 458 Millionen Euro an Förderungen ausbezahlt, 3307 Projekte neu bewilligt. Bleibt es bei der bereits im Vorjahr von der Regierung angekündigten Erhöhung der Mittel, erhält die FFG im Jahr 2018 allerdings um 14 Prozent mehr Budget. Damit wolle man etwa soziale Innovationen stärker fördern oder durch Unterstützung sogenannter Innovationswerkstätten neue Akteure miteinander verbinden, sagte Ko-Geschäftsführer Klaus Pseiner. Zudem könne man Unternehmen besser bei Umstrukturierungen unterstützen und besonders nachgefragte Programme stärker fördern. (gral)

Von Monarchie zu Republik

Förderung für Forschung zu 100 Jahren Republik.

Anno 2018 jährt sich das Ende des Ersten Weltkriegs zum hundertsten Mal – und ebenso die Ausrufung der Republik. Da Zweitere „im kollektiven Bewusstsein zu wenig vorkomme“, fördern die Stadt Wien und die Österreichische Akademie der Wissenschaften (ÖAW) Forschungsvorhaben dazu mit insgesamt 600.000 Euro.

Von Interesse seien etwa Arbeiten, die den Fokus auf die komplexe Situation des Übergangs von der Monarchie zur Republik legen, was es bedeutete, ein solches Großreich aufzulösen, etwa für die Hunderttausenden Beamten und Offiziere, wie es zur Militarisierung der Gesellschaft in der Zwischenkriegszeit gekommen sei etc., sagte die Präsidentin der philosophisch-historischen Klasse der ÖAW, Brigitte Mazohl. Von Einreichern wünscht man sich einen Bezug zu Wien. Man werde aber nicht auf die Postadresse schauen, hieß es. (APA)

Der orthodoxe Schatz mitten in Wien

Byzanzforschung. In Wiener Archiven finden sich Dokumente zum Leben im oströmischen Reich. Dabei handelt es sich um weltweit einzigartige, besonders wertvolle Reliquien.

VON ERICH WITZMANN

Es könnten einige nicht unbedeutende Kostbarkeiten der Orthodoxie sein, die sich in der Erzdiözese Wien – und zwar im Domarchiv am Stephansplatz – befinden. „Wenn die orthodoxen Kirchen in Wien sich dessen einmal bewusst sind, was hier für ein Schatz aus ihrer Tradition liegt, wird die Reliquiensammlung von St. Stephan noch zu einem Pilgerzentrum werden“, sagt der Byzantinist Christian Gastgeber.

Gastgeber leitet in der Abteilung Byzantinistik der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW) ein Langzeitprojekt, das sich der Edition eines originalen Registerbuches der oströmischen Metropolen aus dem 14. Jahrhundert widmet. „Durch Zufall“, so der Byzantinist, stieß er im Haus-, Hof- und Staatsarchiv (HHStA) auf einen äußerst interessanten Kaufvertrag aus dem Jahr 1363. Dieser enthält ein Verzeichnis von Reliquien, die in Konstantinopel angekauft und nach Wien gebracht wurden.

Der Zufall: In der Vorbereitung auf die Schallaburg-Ausstellung 2018, „Byzanz, der Westen und wir“, die vom Römisch-Germanischen Zentralmuseum Mainz gestaltet wird, durchforstete Gastgeber Byzanz-Materialien in Wien und fand im HHStA eben jene Urkunde. „Der Verbleib dieser Urkunde war der Forschung völlig unbekannt.“

Ausfuhr in verfeindeten Westen

Gastgeber sieht eine weitere Besonderheit: „Im Konstantinopel des Jahres 1363, als sich orthodoxe Griechen und Lateiner ständige theologische Wortgefechte lieferten und man die jeweils andere Konfession als häretisch abstempelte, konnte ein Italiener einen solchen Schatz an Reliquien ankaufen und in den gleichsam verfeindeten Westen ausführen.“ Der Italiener suchte wiederum finanzstarke Käufer, und über verschlungene Wege kam die Urkunde mitsamt den darin verzeichneten rund 60 Reliquien nach Wien. Denn zu dieser Zeit wollte Rudolf IV. (der Stifter) in seiner Residenzstadt die Stephanskirche aufwerten, um den Rang einer



Kostbarkeit im Wiener Domarchiv: Reliquien des hl. Stephanus. [Domarchiv St. Stephan, Wien]

Bischofskirche zu erreichen. Ein Reliquienschatz kam dabei dem Habsburger gerade zur rechten Zeit. Die Errichtung der Diözese Wien gelang freilich erst mehr als 100 Jahre später, 1469.

Bei den 60 Reliquien handelt es sich um Knochensplitter, die Christus, Maria und anderen Heiligen zugeschrieben werden, um Späne aus dem Golgatha-Kreuz, kleinste Stücke der Gewänder, die großteils in aufwendigen Monstranzen eingearbeitet sind. Das Haupt des hl. Gregor von Nazianz findet sich darunter, weiters die Reliquie der hl. Euphemia, ein Stück des Schleiers der Muttergottes und Reliquien des hl. Stephanus (im Bild).

Silber heruntergekratzt

Das Domarchiv konnte durch das Auffinden des Kaufvertrags die Provenienz der in seinem Bestand befindlichen Reliquien besser bestimmen. Allerdings können nicht mehr alle 60 im Dokument verzeichneten Reliquien geortet werden. „1526, also vor der ersten Türkenbelagerung, verfügten die Habsburger eine Silberabliefe-

rung“, sagt Domarchivar Reinhard Gruber. Damals hatte man die Silberablieferung von mehreren Stücken heruntergekratzt und die eigentlichen Reliquien in oft unbeschrifteten Säcken verstaut. Mit dem in den Kirchen gesammelten Silber wurde die Erneuerung der Wiener Stadtmauer finanziert. Eine weitere Silberablieferung folgte vor der zweiten Türkenbelagerung.

Ob die Reliquien wirklich echt sind, ob es sich also beispielsweise tatsächlich um einen Knochen-

LEXIKON

Die Reliquien. Mit dem Auffinden eines Dokuments aus dem Jahr 1363 im Haus-, Hof- und Staatsarchiv kann der Kauf von 60 Reliquien näher bestimmt werden. Die Zimelien befinden sich im Reliquienschatz des Wiener Domarchivs.

Das Registerbuch. Die Nationalbibliothek besitzt ein Registerbuch, das die Synodalsitzungen aus Konstantinopel aus dem 14. Jahrhundert enthält. In dem vom Wissenschaftsfonds geförderten Projekt wird dieses in acht Bänden publiziert, demnächst erscheint Band 5.

splitter eines Apostels handelt, bleibt auch nach Durchsicht des Kaufvertrags ungewiss. So beurkundete 1363 ein Beamter in Konstantinopel den Kaufvertrag und nicht der Patriarch selbst. Andererseits haben im Vertrag auch westliche Zeugen die Echtheit der Reliquien bestätigt. Zur Zeit Rudolf IV. war man freilich davon überzeugt.

Für Christian Gastgeber stellt das Dokument aus dem HHStA eine sehr wertvolle Ergänzung zu den Byzanzforschungen dar. Denn in dem Langzeitprojekt geht es um die Geschichte des Patriarchats von Konstantinopel im 14. Jahrhundert. In der Nationalbibliothek befindet sich mit den Handschriften Codex historicus gr. 47 und Codex graecus 48 das einzige überhaupt erhaltene originale Registerbuch aus der tausendjährigen byzantinischen Periode. Dieses kam im 16. Jahrhundert über einen kaiserlichen Gesandten von Konstantinopel nach Wien. Das war 30 Jahre nach der ersten Türkenbelagerung, und der Gesandte, der laut Gastgeber ein Universalgelehrter war, wurde längere Zeit in der Hauptstadt des Osmanenreichs festgehalten.

Magie einzelner Priester

Das Registerbuch enthält die anfallenden Dokumente der Synode in Konstantinopel. Es war eine permanente Synode, in der der Patriarch mit zwölf Metropolitane und den Kanzleibeamten die anstehenden an die Synode herangetragenen Fälle – vor allem Beschwerden – erledigte. Dem Patriarchen unterstanden rund hundert Metropolitane (vergleichbar den katholischen Diözesanbischöfen).

Bei den Beschwerden handelt es sich meist um den orthodoxen Klerus, so um einen Priester, der sich betrinkt, um einen, der ein Bordell besucht, oder um solche, die mit Formeln, obskuren Bildern oder Amuletten magische Umtriebe inszenieren. In den Niederschriften sind auch Auseinandersetzungen zwischen den Griechen (den Orthodoxen) und den Lateinern (den Rom-Zugehörigen) verzeichnet. Gastgeber: „Vorerst war es ein liturgischer Streit, dann aber wurde die Kluft unüberbrückbar.“

Lebenswelt ist wichtiger als Literaturgeschichte

Germanistik. Mitgliedern von Lesegemeinschaften geht es nicht allein um Texte und Sprache, sondern auch um soziale Erfahrungen und den Austausch mit anderen, zeigt eine Studie. Vor allem Frauen treffen sich in diesen Zirkeln.

VON MARIELE SCHULZE BERNDT

Nobelpreisgekrönte Literatur oder eher etwas Unterhaltsames? Diese Frage stellt sich Menschen, die Lektüre für Lesegemeinschaften auswählen. Germanistinnen der Universität Klagenfurt haben in einem vom Wissenschaftsfonds FWF geförderten Projekt untersucht, welche Kriterien dabei zugrunde liegen und welche Muster sich in den Gruppendiskussionen zeigen. Damit beschränken sie wissenschaftliches Neuland: Während sich Forscher im angelsächsischen Raum seit Langem mit Buchklubs beschäftigen, wurden die deutschsprachigen bisher kaum erforscht. Bei einer Tagung in Klagenfurt wurden diese Woche Forschungsergebnisse über die Literaturrezeption in Lesegruppen präsentiert.

Forschung in der Lesegruppe

Methodisch bot sich neben einem Fragebogen die Analyse verschiedener Sitzungen dreier Lesegemeinschaften in Kärnten und Wien an. Dabei gingen Doris Moser, Ger-

da E. Moser, Katharina Perschak und Claudia Dürr induktiv vor: Die Kategorien für die Analyse ergaben sich aus den Gesprächsverläufen der Gruppe. Dazu zählte etwa auch die Bedeutung des Klappentextes und der Informationen über den Autor oder Bezüge zu Verfilmungen oder anderen Büchern. Der Text selbst, sein Thema, seine Figuren und Botschaften oder dessen sprachliche Schönheit, bildete eine weitere Kategorie.

Außerdem zeigte sich in einer weiteren Kategorie, wie Leser mit den Büchern umgingen, welche Schwierigkeiten, Hindernisse oder Spannungsmomente auftraten. Hier wurde auch thematisiert, inwieweit Autorenpreise als gerechtfertigt empfunden wurden. Die Kategorie „Umfeld“ wiederum fasste zusammen, inwieweit das Gruppengespräch vom Thema abschweifte und sachfremde Fragen zur Sprache kamen. Unter „Kontext“ fassten die Forscherinnen zusammen, welche an den Text anschließbaren Alltagserfahrungen der Leser für die Diskussionen eine

Rolle spielten. Dazu gehören etwa moralische Fragen wie die Flüchtlings- oder Umweltschutzpolitik.

Gebildet, hoher sozialer Status

Die Forscherinnen stellten in den drei untersuchten Gruppen deutliche Unterschiede fest: „Eine Gruppe war stark lebensweltlich, also vom Alltag ihrer Mitglieder geprägt, eine andere diskutierte nach dem Modell des ‚Literarischen Quartetts‘, die dritte suchte die soziale Begegnung. Gemeinsam ist allen, dass ihnen lebensweltliche Bezüge meist wichtiger als Literaturgeschichte, Arbeit am Text und Sprache sind“, fasst Gerda E. Moser zusammen.

Im Unterschied zu Literaturforen im Internet, die sich stärker auf die Texte konzentrieren, wird in Präsenzgruppen häufig auch über den Text hinausgehend über Persönliches diskutiert.

In den untersuchten Gruppen trafen sich fast ausschließlich Frauen, die jüngste war 36 Jahre alt, die älteste Mitte Siebzig. Der Bildungsstand und der soziale Sta-

tus aller war hoch. Die persönliche Situation und der berufliche Hintergrund der Teilnehmer prägten die Diskussionen. So fiel teilweise eine interne Hierarchie auf, die sich auf die Auswahl der Bücher und eine gewisse Dominanz im Gespräch bezog. Häufig entschieden persönliche Empfehlungen und Preise über die Auswahl. Gelesen und diskutiert wurden sowohl Werke von Nobelpreisträgern wie Elfriede Jelinek und Patrick Modiano als auch Belletristik von Eric Emanuel Schmitt und Joachim Meyerhoff.

Zudem ergab die Untersuchung, dass es den Leserinnen weniger um die Identifikation mit den Figuren ging. Diese dienten vielmehr dazu, die eigene Identität zu stärken, indem man die Auseinandersetzung mit den Figuren suchte und sich gegebenenfalls von ihnen abgrenzte, erklärt Gerda Moser. Auf diese Weise könne in den Lesegemeinschaften allerdings auch Erkenntnis und Wissen gewonnen werden, die wiederum eigener Alltagsbewältigung zugute kommen.